

# Miszellen zu Einzeltexten

## Hld 4, 12–5, 1: ein althebräisches Paradigma poetischer Sprache

Hans-Peter Müller (Münster)

Die folgenden Bemerkungen versuchen, einige syntaktische und semantische Beobachtungen zu dem sprachlich in mehrfacher Hinsicht schwierigen Gedicht Hld 4, 12–5, 1 für eine Stilanalyse fruchtbar zu machen<sup>1</sup>. Da der Text als Rollengedicht an mehreren Gattungen teilhat, ist sein Stil weithin für den des Hohenliedes überhaupt charakteristisch<sup>2</sup>. Darüber hinaus ist er, wenn auch bei zufälliger Merkmalselektion, Paradigma für die Eigenart poetischer Sprache, soweit sie durch syntaktische und semantische Mittel des Althebräischen verwirklicht wird.

### I. Formgeschichte und Syntax

Als Rollengedicht wird der Text daran kenntlich, daß der Sänger mimetisch zwischen den Rollen des Bräutigams (4, 12–15 + 5, 1a) und der Braut (4, 16) hin- und herwechselt; in 5, 1b gibt er beide Rollen auf, um sich an sein Auditorium zu wenden. Der Sitz im Leben für die Überlieferung – nicht unbedingt auch für die Entstehung – der im Hohenlied gesammelten Texte ist das Gastmahl oder Gelage<sup>3</sup>, dessen Teilnehmer in 5, 1b als *rē'im* „Freunde“ angeredet werden.

Danach gliedert sich das Gedicht nach folgenden Gattungselementen:

1. 4, 12–15: Beschreibungslied (*wašf*) des Mannes für die „Braut“. – Der ganze Text, also 4, 12–5, 1, wird getragen von den in 4, 12 ohne Vergleichspartikel eingeführten Vergleichsspendern *gan* „Garten“ und *maʿjan* „Quell“ v. 12a. Daß also, wörtlich genommen, die Braut „ein verschlossener Garten“ u. ä., nicht *wie* ein verschlossener Garten u. ä. ist, der Vergleich also von einer gewöhnlichen Prädikation nicht unterschieden wird, gibt der Prädikation etwas Magisches: durch das artikulierte Vergleichen wird der Vergleichsempfänger, zumindest für die dichterische Imagination, mit dem Vergleichsspender identisch; der Mensch integriert sich schon insofern in einen Bereich des naturhaft Gewachsenen und Gewordenen, der für den

<sup>1</sup> Vgl. Vf., Poesie und Magie in Cant 4, 12–5, 1, in: W. Vogt (ed.), XIX. Deutscher Orientalistentag vom 28. Sept. bis 4. Okt. 1975 in Freiburg im Breisgau, ZDMG Suppl. III 1, 1977, 157–164.

<sup>2</sup> Zum Stil des Hld.s vgl. Vf., Vergleich und Metapher im Hohenlied (OBO 56), 1984.

<sup>3</sup> Eine Anspielung auf die Tafelrunde liegt wohl auch in *bêt hajjajin* Hld 2, 4 vor, auch wenn darin zugleich – wie in 1, 12 (?) – eine Metapher für die Stätte der Liebe liegt; zu Liedern beim Gelage vgl. Sir 32 (LXX: 35), 4f., beim Hochzeitsgelage Jer 16, 8f. (vgl. 7, 34; 25, 10; 33, 11); Tos. Soṭa 14, 6f. Als das Hld allegorisch gedeutet zu werden pflegte, durfte man es nach R. Aqîbā umgekehrt nicht mehr im *bêt hammištâ* vortragen: Tos. Sanh. 12, 10; vgl. b. Sanh. 101a.

urbanen<sup>4</sup>, offenbar zivilisationsmüden Dichter<sup>5</sup> Gegenstand der Sehnsucht ist. Die asyntaktische Verbindung von Vergleichsspende und Vergleichsempfänger konstituiert ein Oxymoron, eine semantische Dissonanz zwischen Prädikat und Subjekt<sup>6</sup>, die allein von der wirklichkeitsverwandelnden, insofern performativischen Kraft dichterischer Sprache überbrückt wird. Eine Gemeinsamkeit zwischen Vergleichsspende und Vergleichsempfänger, ein *tertium comparationis* wird durch das artikulierte Vergleichen nicht entdeckt<sup>7</sup>, sondern allererst geschaffen<sup>8</sup>; entsprechend gewinnen die Metaphern in vv. 13f. ein Eigenleben, das einen Rückbezug auf die in v. 12 prädierte Braut kaum noch gestattet. – Wie in allen Beschreibungsliedern des Hld.s herrscht in vv. 12–15 ein strenger Nominalstil, durch den eine Zuständigkeit des Menschen mittels der verwendeten Metaphorik in eine Zuständigkeit der Natur verwoben wird<sup>9</sup>. Auf regelrechte Nominalsätze mit Prädikat und Subjekt v. 12 bzw. Subjekt und Prädikat 13a folgen in 14 zwei<sup>10</sup> selbständige Nominalphrasen, die sich aus dem Prädikat von 13a als Einheiten unterhalb des Integrationsniveaus eines Satzes ergeben: in reinem Benennungs- und Aufzählungsstil werden zweimal jeweils Nomina mit einem Adverbial d. h. der Präposition *im* „mit“ + Nomen als Dependens verbunden.

2. 4, 16: Aufforderung zur Liebe seitens der Braut, die offenbar damit auf das ihr geltende Beschreibungslied antwortet. – Neben die Vergleichsspende „Garten“ für die Frau v. 16b treten die Metaphern<sup>11</sup> *šāpôn* „Nordwind“ und *tēmān* „Südwind“ (beides fem.) für den Mann 16a. Ein Stilwechsel liegt vor allem darin, daß an die

<sup>4</sup> Zur urbanen Herkunft von anderen Texten des Hld.s vgl. *ir* „Stadt“ 3, 2f.; 5, 7, städtische Requisiten wie *šūq* „Straße“ und *r<sup>e</sup>hōb* „Platz“ und die Jerusalemerinnen als Statisten 1, 5; 2, 7; 3, 5, 10; 5, 8, 16; 8, 4.

<sup>5</sup> Eine ähnliche urbane Zivilisationsmüdigkeit findet sich etwa in Koh 2, 5f., wo die Königs-travestie eine fiktive Gelegenheit bietet, mit wiederum zivilisatorischen Mitteln der Alltagswelt zu entfliehen.

<sup>6</sup> Vgl. etwa Hld 1, 15bβ; 4, 1a („Deine Augen sind Tauben“); 2, 1 („Ich bin die Narzisse [?] von Saron“) u. ä. ö. – Daneben gibt es syndetische Verbindungen von Vergleichsempfängern und Vergleichsspendern, und zwar durch *k<sup>e</sup>*- oder *k<sup>e</sup>mō* „wie“ 4, 2, 11b; 5, 12a („Deine Augen sind wie Tauben“) u. ä. ö., mit *k<sup>e</sup>*- „wie“ + *kēn* „so“, ja mit ptz. Prädikat wie *dōmā l<sup>e</sup>* „(ist) gleich dem . . .“ 2, 9. Vgl. Anm. 8.

<sup>7</sup> So etwa noch G. von Rad (Weisheit in Israel, 1970, 160) zu den Vergleichen in den Proverbien.

<sup>8</sup> Sprachlich besonders eindrücklich bezeichnet wird die verwandelnde Kraft des Vergleichs, wenn der Vergleichsspende und Vergleichsempfänger durch *dmh pi* in der Affirmativkonjugation für den Koinzidenzfall von Wort und Handlung verbunden werden: „vergleiche ich dich (hiermit)“ 1, 9.

<sup>9</sup> Genetisch hat der Nominalstil des erotischen Beschreibungsliedes in dessen Ursprung bei der kultischen Beschreibungshymne, die das Gottesbild beschreibt, seine Ursache (W. Herrmann, Gedanken zur Geschichte des altorientalischen Beschreibungsliedes, ZAW 75, 1963, 176–197); deren Übertragung auf den Menschen bereichert das Menschenbild des Hld.s um theomorphe Züge, vgl. dazu die in Anm. 41 genannten Titel.

<sup>10</sup> Zur Streichung von v. 13b, so daß die beiden Nominalphrasen von 14, und zwar mit einer Umstellung, übrigbleiben, vgl. Abschnitt II zu vv. 13b, 14.

<sup>11</sup> Von einer Metapher statt von einem Vergleich sollte man m. E. nur sprechen, wenn die Bezeichnung des Vergleichsspenders die des Vergleichsempfängers ersetzt, also etwa in: „Solange der König bei seinem Gelage ist, verströmt meine Narde ihren Duft“ (1, 12).

Stelle der Nominalsätze bzw. Nominalphrasen Verbalsätze mit Imperativen (*'úri* „erwache“, *úbô'i* „und komm“, *hāpīhī* „durchwehe“) und Jussiven (*jizz'e'lū* „es mögen strömen“, *jābô'* „er komme“, *w'ejô'kal* „er esse“) treten; der Kontrast zwischen den statischen Nominalstrukturen von 4, 12–15 und den dynamischen Appellen von v. 16 ist besonders wirksam.

3. 5, 1a: Antwort des Mannes auf die Aufforderung der Braut. – Der Vergleich mit dem Wind von 4, 16a wird aufgegeben; dafür ist der Vergleich mit dem Garten von 4, 12–15. 16b wieder aufgenommen. Wie in 4, 16b herrschen Verbalsätze, und zwar nun mit Afformativkonjugationen, die eine Koinzidenz von Wort und Handlung bezeichnen, obwohl die Handlung nicht im Wortgeschehen besteht (*bā'ti* „ich komme“, *'arīti* „ich pflücke“, *'akaltī* „ich esse“, *sātīti* „ich trinke“).

4. 5, 1b: Aufforderung des Sängers an die Teilnehmer des Gastmahls, bei dem das Lied vorgetragen wird. – Sie nimmt mit den Imperativen *'iklū* „eßt“ und *š'e'tū* „trinkt“ die Leitstichwörter von v. 1a auf. Essen und Trinken sind zunächst im gegenständlichen Sinne gemeint, dem Anlaß eines Gelages entsprechend; insofern werden wir an Kohelets Aufforderung erinnert, zu essen, zu trinken und das Gute zu sehen (Koh 2, 24; 3, 13; 5, 17, vgl. 8, 15; 9, 7). In Hld 5, 1b aber wie anderswo<sup>12</sup> sind Essen und Trinken zugleich eine Metapher für den geschlechtlichen Umgang, die die letzte Imperativwendung *w'ešikrū dōdīm* „und berauscht euch an Liebe“ im gleitenden Übergang dechiffriert.

## II. Syntax und Semantik

Eine Reihe schwieriger syntaktischer und semantischer Einzelprobleme enthält das Beschreibungslied 4, 12–15.

4, 12. – Das Prädikat, d. h. die Bezeichnung des Vergleichsspenders als *gan nā'ul* „ein verschlossener Garten“, ist vorangestellt – eine syntaktische Erscheinung, die in Nominalsätzen, speziell der Beschreibungslieder, relativ selten ist: *gan nā'ul* „ein verschlossener Garten“ in der ersten und zweiten Vershälfte stellt das Thema (topic) der Aussage dar; *'ahôtī kallā* „meine schwesterliche Braut“ ist dazu das Rhema (comment). v. 12a will also besagen: einen verschonten Raum des Naturhaften, für den der verschlossene Garten Symbol ist, findet der Spender bei seiner Partnerin. Das Thema (topic) *'gan' nā'ul* wird in 12b wiederholt<sup>13</sup> und durch das assoziativ naheliegende, aber syntaktisch unverbundene *ma'jan hātūm* „ein versiegelter Quell“ erweitert; daß *nā'ul* „verschlossen“ und *hātūm* „versiegelt“ als Keuschheitsattribute

<sup>12</sup> Etwa Gen 3 (zum Objekt *p'eri* „Frucht“ Hld 4, 13. 16 vgl. Gen 3, 2. 3. 6), Ri 14, 14. 18 (Objekt *d'e'baš* „Honig“); zu Gen 3 Vf., Erkenntnis und Verfehlung, in: T. Rendtorff (ed.), Glaube und Toleranz, 1982, 191–210, bes. 192–197, zu Ri 14, worin die auf *d'e'baš* „Honig“ bezogene Episode in den vv. 8–10a überlieferungsgeschichtlich sekundär sein mag, Vf., Der Begriff „Rätsel“ im AT, VT 20, 1970, 465–489, bes. 465–471. Zum „Essen“ der Ehebrecherin vgl. Spr 30, 20, zum Topos allgemein etwa C. Lévi-Strauss, Das wilde Denken, 1968, 126.

<sup>13</sup> Statt *gal* „Welle“ ist in v. 12b mit vielen Handschriften, Übersetzungen und Ausgaben (vgl. BHK, BHS) wie in 12a *gan* „Garten“ zu lesen: zu *gal* paßt *nā'ul* nicht; Wortwiederholung im Parallelismus membrorum ist nicht ungewöhnlich.

gemeint wären, gilt wegen der folgenden Verse allenfalls konnotativ. Auch beim Rhema (comment) <sup>a</sup>hōtī kallā (vgl. 4,9f.; 5,1, ferner <sup>a</sup>hōtī ra'jātī 5,2) fällt die Asyndese auf: wie gelegentlich im Akkadischen<sup>14</sup> ist dabei das erste der beiden Substantive nicht so sehr Bezugsnomen einer Apposition („meine Schwester, [nämlich] Braut“), sondern vielmehr gegenüber dem zweiten Nomen attributiv („meine schwesterliche Braut“)<sup>15</sup>; auf diese und andere Weisen wird der in allen semitischen Sprachen zu beobachtende Mangel an Adjektiven ausgeglichen<sup>16</sup>.

4,13a. – Ob man in v.13a eine Entfaltung des Vergleichs mit *gan* oder des Vergleichs mit *maʿjan* (12) findet, hängt von der Übersetzung der Metapher *šēlāḥajik* ab: zwischen „deine Ranken“<sup>17</sup> und „deine Kanäle“ – letzteres, allenfalls im Sing., für den weiblichen Schoß<sup>18</sup> – ist aber um so schwerer eine Entscheidung möglich, als im Grunde beide Wiedergaben nicht voll befriedigen; die erstere würde zu „Garten“, die letztere eher zu „Quell“ passen.

<sup>14</sup> Vgl. J. H. Tigai, *The Evolution of the Gilgamesh Epic*, Philadelphia 1982, 9/10. 202, wo auf *ḥābilu amēlu* „trapper man“, *lullū amēlu* „primordial man“ mit Belegen verwiesen wird; zu letzterem ist jetzt die Opposition von *lullū amēlu* und *māliku amēlu* „überlegend entscheidender Mensch“ in dem neu publizierten Schöpfungsmythos VAT 17019 (W. R. Mayer, Or. 56, 1987, 55–68) zu stellen.

<sup>15</sup> Im Althebräischen sind zur attributiven Funktion eines vorangestellten Nomens *h<sup>a</sup>ri šōn ʾādām tiwwālād* „bist du als erster Mensch geboren“ Ijob 15,7 und vor allem (*b<sup>e</sup>tōk . . .*) *lōh<sup>a</sup>ʾīm b<sup>e</sup>nē ʾādām* „(inmitten von . . .) Flammenmenschen“ oder eher „verschlingenden Menschen“ (KBL<sup>3</sup> s. v. *lḥ<sup>3</sup>* II) Ps 57,5 zu vergleichen; anders Brockelmann-Synt. § 58, vgl. ferner die in GKa § 132b genannten, anders gedeuteten Beispiele. – Als „schwesterlich“ wird die Braut bezeichnet, weil sich die Sprache der erotischen Liebe infolge deren Tabuisierung von jeher in den Nachbarbereich des Geschwisterlichen geflüchtet hat (vgl. Hld 8,1); im Munde der Erospartner entsteht so eine Sondersprache, die den Rückzug der Liebenden aus der Gesellschaft und deren Konventionen symbolisiert (vgl. A. Hermann, *Altägyptische Liebesdichtung*, 1959, 76).

<sup>16</sup> In anderer Weise wird der Mangel an Adjektiven in einer Wendung wie *p<sup>e</sup>ri m<sup>e</sup>gādīm* „Frucht der Köstlichkeit (Abstraktionsplural)“ > „köstliche Frucht“ in 4,13a.16b ausgeglichen.

<sup>17</sup> *šlḥ* pi wird in Jer 17,8; Ez 17,6; 31,5; Ps 80,12 vom Baum gebraucht, der seine Zweige „ausstreckt“; vgl. das anders vokalisierte fem. Lexem *š<sup>e</sup>lūḥōt* „Ranken“ Jes 16,8. – Aber der semantische Abstand zwischen <sup>a</sup>hōtī kallā und einer Metapher „Zweig“ ist sehr groß. Dazu kann man „Ranken“ auch nur mühsam mit dem Prädikat „Granatapfelpark“ verbinden.

<sup>18</sup> In Neh 3,15 bedeutet *ḥaššālah l<sup>e</sup>gan hammālāk* „der Kanal zum Königsgarten hin“, worin mit einiger Mühe die gegenständliche Entsprechung zu einer hier gebrauchten Metapher gefunden werden könnte; vgl. noch den bekannten *šil<sup>o</sup>h*-Kanal Jes 8,6. Zu *š<sup>e</sup>lāḥajik* „deine Kanäle“ speziell als Metapher der Vagina vgl. jetzt O. Keel, *Das Hohelied* (ZBK 18), 1986, 156. 162–164, der, wie vorher schon H. H. Hirschberg (VT 11, 1961, 379/80), geradezu eine arabische Isoglosse *šalḥ<sup>um</sup>* „Vagina“ in Anspruch nimmt – offenbar als metonymisch zu *šalḥ<sup>um</sup>* u. a. „Hautabschürfung, Schramme“ –, freilich ohne für die arabische Spezialbedeutung einen Beleg zu nennen. Aber selbst wenn diese Spezialbedeutung im Arabischen nachzuweisen ist, wäre zunächst schon zu fragen, ob sich eine ähnliche metonymische Bedeutungsabwandlung, wie sie die arabische Wurzel *šalaḥa* „abschürfen“ u. ä. erfährt, auch im Althebräischen voraussetzen läßt. Vor allem: für hebräisches /š/ müßte man als arabische Isophoneme /s/ oder /t/ ansetzen, nicht /š/; umgekehrt ist althebräisches *šlḥ*, das tatsächlich arabischem *šalaḥa* entspräche, nicht bekannt. Kontextuell schließlich lassen sich „Kanäle“ bzw. der Sing. nur schwer mit dem Prädikat „Park . . .“ und dessen weiterer Entfaltung in v. 14 verbinden.

Sachlich löst sich die Aufzählung von Benennungen in vv. 13f. ohnehin von deren metaphorischer Funktion: läßt sich *pardēs rimmômîm* „Granatapfelpark“ als exotische Entsprechung zu dem alltäglicheren *gan nā`ûl*<sup>19</sup> noch auf *ʿahôtî kallā* beziehen, so leisten die Nominalphrasen von v. 14 zu den Bezeichnungen eines Vergleichs-spenders wie des Vergleichsempfängers allenfalls einen atmosphärischen Beitrag. *pardēs* „Park“ < altpersisch *pʳ<sup>a</sup>d<sup>a</sup>j<sup>a</sup>d<sup>a</sup>am<sup>a</sup>* /*pari-daidam*/ oder /*para-didām*/ „hinter“ + „Mauer“ (vgl. die elamische Umschrift *bar-te-taš* und avestisch *pa'ridaēza* Pl. „Umwallung, Ummauerung“<sup>20</sup>) ist dabei das erste einer Reihe von Fremdwörtern<sup>21</sup>, die vv. 13f. einen esoterischen Klang verleihen.

4, (13b) 14. – Dem Prädikat *pardēs rimmônîm ʿim p<sup>e</sup>rî m<sup>e</sup>gādîm* „(sind) ein Granatapfelpark mit köstlicher Frucht“ (vgl. v. 16b) entsprechen in ihrer syntaktischen Struktur die in v. 14 folgenden gleichgebauten Nominalphrasen.

Dabei ist v. 13b, für den ein inhaltlich entsprechender Parallelvers fehlt, als Glosse nach Motiven aus 1, 14; 4, 12 und mit Vorwegnahme von *nērd* „Narde“ aus 4, 14 zu streichen: *kōpār* „Henna(strauch)“ ist in 1, 14 Metapher für den Geliebten, in 7, 12 ein Teil des Ambiente der Liebesszene; in 4, 13b wird *kōpār* mit *nērd* verbunden, wobei die Narde wie in 1, 12 der Frau zugeordnet ist.

Außerdem wird *nērd* vom Anfang von v. 14a an den Anfang von v. 14b zu rücken sein: *nērd* paßt nicht nur sachlich zu *mōr* „Myrrhe“ und *ʿhālîm* „Aloe“ 14b als Duftstoffen – im Gegensatz zu *karkōm* „Safran“, *qānā* „Süßholz“ und *qinnāmôn* „Zimt“ 14a als eßbaren Spezereien – besser<sup>22</sup>; es entstehen durch die Umstellung auch zwei gleichgebaute Nominalphrasen aus je drei Nomina (Spezerei-bezeichnungen), denen jeweils *ʿim* „mit“ und ein wiederum mehrgliedriges Dependens folgt.

So ergibt sich eine syntaktische Entsprechung zwischen einer Nominalphrase als Prädikat von v. 13a:

*pardēs rimmônîm* *ʿim p<sup>e</sup>rî m<sup>e</sup>gādîm*

und den selbständigen Nominalphrasen von v. 14:

*(w<sup>e</sup>)karkōm qānā w<sup>e</sup>qinnāmôn* *ʿim kol-ʿašê l<sup>e</sup>bônā*  
*nērd mōr waʿhālôt* *ʿim kol-rāʿšê b<sup>e</sup>sāmîm.*

Verbindungen wie die eines Nomens (oder mehrerer Nomina) mit einem Adverbial, d. h. einer Präposition + Dependens, gehören, wie es scheint, zu den allerprimitiv-

<sup>19</sup> Zum Nebeneinander der faktisch gleichbedeutenden Lexeme *gan* und *pardēs* vgl. *gannōt ûpardēsîm* Koh 2, 5.

<sup>20</sup> Vgl. R. G. Kent, *Old Persian* (AOS 33), 21953, 195; W. Brandenstein – M. Mayrhofer, *Handbuch des Altperischen*, 1964, 137 (Lit.). In der letzten Silbe an /d/ statt an /d/ zu denken, legt u. a. das entsprechende /s/ in den Entlehnungen nahe; vgl. AHW s. v. *pardēsu* und W. Hinz, ZA 61, 1971, 295.

<sup>21</sup> Weitere Derivate des altpersischen Lexems insbesondere aus aramäischen Dialekten, bei M. Wagner, *Die lexikalischen und grammatikalischen Aramaismen im alttestamentlichen Hebräisch* (BZAW 96), 1966, 95, wo an aramäische Vermittlung des Wortes an das Althebräische gedacht ist.

<sup>22</sup> Ist es die Nicht-Zugehörigkeit von *nērd* zu *(w<sup>e</sup>)karkōm qānā w<sup>e</sup>qinnāmôn*, die die Setzung von L<sup>e</sup>garmēh (Trennakzent vor R<sup>e</sup>bi<sup>a</sup>) bei *nērd* andeuten soll? Der senkrechte Strich als Teil dieses Akzents ist freilich nicht mit Pāsēq identisch, der etwa am Anfang von v. 12 zwischen zwei Wörtern steht, deren erstes mit dem Buchstaben endet, mit dem das zweite beginnt.

sten Syntagmen, die ursprünglich zwar selbständig gebraucht wurden, dabei aber noch nicht Sätze im Sinne höher integrierter Syntaxsysteme darstellten.

C. Brockelmann, VG II § 6, hat u. a. Verbindungen dieser Art als attributiv verstanden und sie zu den einfachsten selbständigen Gefühlsäußerungen durch Ausrufsätze gestellt; vgl. seine althebräischen Beispiele Synt. § 25 d. In VG II § 21. 22. 123. wird deshalb mit Recht die Frage reflektiert, wie solche „attributive“ Bestimmungen zu Prädikaten werden. Sinnvoll ist diese Frage freilich nur in bezug auf die eigentlich attributiven Verbindungen aus Nomen + Genitiv oder Nomen + Adjektiv, nicht in bezug auf die Verbindung Nomen + Adverbial, die Brockelmann VG II § 6 mit unter die attributiven Verbindungen rechnet. Bei letzteren nämlich ist eine „attributive“ Verbindung von einer prädikativen Verbindung nicht unterscheidbar, also auch die Behauptung einer Priorität der ersteren sinnlos<sup>23</sup>. Offenbar dient das im eigentlichen Sinn attributive Rhema (althebr. *ḥoljō* „er wurde krank“; Weiteres Brockelmann-Synt. § 13 b) wie das adverbiale Rhema (*hinnē bā'ōhāl* „[sie ist] im Zelt“ Gen 18, 9; *māwāt bassir* „Tod [ist] im Topf“ 2 Kön 4, 40) der primär zuständigen Beschreibung eines Wahrnehmungsobjekts des Sprechers als einer der beiden elementarsten darstellenden Funktionen von Sätzen<sup>24</sup>; mit der Funktion der aus der Adjektivkonjugation entstandenen ergativischen Afformativkonjugation ist die Funktion der o. g. attributiven und adverbialen Rhemata dadurch verbunden, daß sie an dem hier die Kongruenz im Satz bestimmenden Wahrnehmungsobjekt diejenigen Merkmale betont, in denen dieses mit typischen Eigenschaften des Sprechers nicht übereinstimmt, während die oppositive, durch Sätze mit akkusativischer Morphosyntax verwirklichte Funktion der prozessualen Schilderung einer Handlung des besprochenen Subjekts die Identifikation des Sprechers mit dem besprochenen Subjekt ermöglicht.

Die Verbindung eines Nomens mit einem Adverbial (Präposition + Dependens) kann, wie Hld 4, 14 im Gegensatz zu v. 13a mehrfach zeigt, noch einmal selbständig verwendet werden; die Sprache der Poesie verzichtet ohnehin auf vieles wieder, was die Prosasprache in allmählicher Entwicklung von parataktisch gereihten Wendungen zu einer anspruchsvolleren syntaktischen Logik gewonnen hatte<sup>25</sup>. Als weitere Prädikate zu *š<sup>e</sup>lāḥajik* „?“ neben *pardēs rimmōnīm 'im p<sup>e</sup>ri m<sup>e</sup>gādīm* „(sind) ein Granatapfelpark mit köstlicher Frucht“ kommen die Nominalphrasen von v. 14, was immer *š<sup>e</sup>lāḥajik* bedeutet, schon wegen des Umfangs der beiden Wendungen nicht in Frage; auch sachlich passen die in 14 aufgezählten Spezereien und Duftstoffe nicht zu einem Granatapfelpark<sup>26</sup>. Die Rückkehr des v. 14 zu einem bloßen

<sup>23</sup> Die Verbindung Nomen + Adverbial lebt vermutlich in ägyptischen Sätzen mit „Suffixkonjugation“ fort: *pr(j)n.f m pr* bedeutet wörtlich „sein Gehen (war) aus dem Hause“, wobei *pr(j)n.f* „sein Gehen“ Subjekt und *m pr* „aus dem Hause“ Adverbial eines Nominalsatzes ist; auch hier kann man das Adverbial attributiv oder prädikativ verstehen. Das Beispiel stammt aus W. Schenkel, Eine Syntax des klassischen Ägyptisch ohne Verbalsatz, GöttMiszÄg 29, 1978, 105–117, bes. 109/10; vgl. F. Junge, Syntax der mittelägyptischen Literatursprache. Grundlagen einer Strukturtheorie, 1978, jetzt E. Graefe, Mittelägyptische Grammatik für Anfänger, 1987, § 24. 29 u. ö.

<sup>24</sup> Vgl. Vf., Das Bedeutungspotential der Afformativkonjugation, ZAH I 1, 1988, 74–98, bes. 93–97.

<sup>25</sup> Vgl. zur Formulierung E. Staiger, Grundbegriffe der Poetik (dtv wr 4090), 1971, 28.

<sup>26</sup> Allenfalls durch das *w<sup>e</sup>*- „und“, sofern wir es vor *karkōm* beibehalten wollen, obwohl das unmittelbar durch es verbundene *nērd* durch Textkritik an dieser Stelle fortgefallen ist, werden die Nominalphrasen in v. 14 mit dem gleichgebauten Prädikat von v. 13a verbunden; aber *w<sup>e</sup>*-verbindet eben auch syntaktisch relativ unabhängige Elemente.

Benennungs- und Aufzählungsstil<sup>27</sup> erzeugt jedenfalls gerade mittels primitiver Syntax einen um so intensiveren Stimmungsgehalt; die Aufhäufung rein atmosphärisch wirksamer Wörter und Wendungen erleichtert dem Hörer die vom Sprecher beabsichtigte Gleichstimmung mit dem, was der Sprecher an Emotion zum Ausdruck bringen will<sup>28</sup>.

Im Gegensatz zur Primitivität ihrer Syntax ist die Semantik der Folge vv. 13a. 14 anspruchsvoll: sie enthält eine große Zahl wandernder Kulturwörter divergenter Herkunft und bezeugt damit einerseits die Neigung des spätesten Althebräisch, sprachliche Exotismen zu integrieren<sup>29</sup>; insbesondere das Hld und Koh verwenden andererseits ein wohlstandsbedingtes Prunkvokabular, das sich dem internationalen Handelsverkehr insbesondere seit dem Hellenismus verdankt.

Semitisch sind von den verwendeten Bezeichnungen für Luxusgüter offenbar *qānā* „(Gewürz-)Rohr“, *l'ebônā* „Weihrauch“ und *mōr* „Myrrhe“, dazu *bōšām* „Duftstoff“ als Sammelbezeichnung für wohlriechende Stoffe<sup>30</sup>, obwohl in keinem Fall fremde Herkunft wirklich auszuschließen ist. Früh in eine semitische Sprache aufgenommen könnte *rimmōn* „Granatapfel(baum)“ < akkadisch *armannu* „Aprikose(nbaum) (?)“ sein<sup>31</sup>. Aus dem Altiranischen ist dagegen, wie gesagt, *pardēs* „Park“ entlehnt. Wandernde Kulturwörter mit altindischen Entsprechungen sind die auch ins Griechische sowie in europäische Sprachen übernommenen Bezeichnungen *karkōm* „Safran, Gilbwurz“ < sanskrit *kuṅkumam* „Safran“ (vgl. akkadisch *kurkānū*, griechisch κρόκος u.a.)<sup>32</sup> und *nērd* „Narde“ < sanskrit *nāladam*

<sup>27</sup> Das dreimalige *'im* „mit“ ist in seinem semantischen Gehalt von „und“ kaum zu unterscheiden: offensichtlich wird die Verbindung Nomen + *'im* + Dependens um der poetischen Wirkung dieses Syntagmas willen gewählt; es kehrt in 5, 1 in Objektposition wieder (s.u.).

<sup>28</sup> Dagegen will Keel (aaO. [Anm. 18] 156f.) v. 14a b a streichen: die Aufzählung von Gegenständen erinnere „an eine frühe, besonders für Sumer belegte Form der Wissenschaft, die eine Art Inventar der Welt zu erstellen suchte“; doch zeigen die von Keel bezeichneten Parallelen Ps 148 und Dan 3, 52–90 (LXX, Theod.) gerade, daß dergleichen auch in Poesie eingehen konnte.

<sup>29</sup> Zum Ansatz der Sammlung des Hld.s, freilich nicht aller seiner Einzeltexte, im hellenistischen 3. Jh. v. Chr. vgl. Vf., Die lyrische Reproduktion des Mythischen im Hohenlied, ZThK 73, 1976, 23–41, bes. 37f., Neige der althebräischen „Weisheit“, ZAW 90, 1978, 238–264, bes. 252f. 259f.

<sup>30</sup> Vgl. K. Nielsen, Incense in Israel (VTS 38), 1986, 67 (90). Da die Beobauungskriterien, die die altorientalischen Pflanzenbenennung regeln, andere sind als die seit C. von Linné bei taxonomischen Klassifikationen zugrunde gelegten, wird im Folgenden auf die leider üblich gewordenen Identifikationen mit den in unserer Botanik üblichen lateinischen Bezeichnungen verzichtet.

<sup>31</sup> Das offenbar prosthetische /*a-*/ in *armannu* ist von den semitischen Isoglossen her nicht motiviert, setzt also offenbar ein nichtsemitisches Lexem mit Doppelkonsonanz im Anlaut voraus; die übrigen semitischen Sprachen hätten dann die Doppelkonsonanz im Anlaut auf eine weniger gängige Weise aufgelöst, nämlich durch Einfügung eines kurzen Vokals zwischen den Konsonanten. Zur Bedeutung „Aprikose(nbaum)“ vgl. AHW s.v.; zum Charakter des Lexems als Fremdwort im Akkadischen CAD A II s.v.

<sup>32</sup> Vgl. M. Mayrhofer, Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch des Altindischen I, 1956, 219, der auch auf griechisch κάγκαμον bei Hesychios und lateinisch cancanum hinweist, dazu n. a. E. Masson, Recherches sur les plus anciens emprunts sémitiques en grec (Études et commentaires LXVII) Paris 1967, 50f., die kleinasiatischen Ursprung vermutet. Das Fehlen

„Narde“<sup>33</sup> (vgl. akkadisch *lar[a]du*, griechisch *ἄρδος*)<sup>34</sup> sowie <sup>a</sup>*hālôt* „Aloë“ < altindisch <sup>a</sup>*aghal* (vgl. seltenes griechisches *ἀγάλ[λ]οχοῖον*)<sup>35</sup>, dem ein ursprünglich drawidisches, im nachtamilischen Malajālam bezeugtes Lexem *aghil* entspricht<sup>36</sup>; der letzte Ursprung dieser Wanderwörter wird sich allerdings kaum mehr aufhellen lassen. Die fernste Herkunft und wohl zugleich weiteste kulturenübergreifende Verbreitung hat wohl *qinnāmôn* „Zimt“ < malaiisch *kayu manis* „süßes Holz“, das über Zwischenstationen, die wir wiederum nicht mehr kennen, nicht nur ins Hebräische und in jüngere semitische Sprachen, sondern auch in europäische Sprachen gelangt ist<sup>37</sup>; *qānā* und *qinnāmôn* werden aus euphonischen Gründen zusammengestellt, haben aber keine gemeinsame Herkunft.

Der teilweise exotische Klang von Fremdwörtern wie *pardēs*, *karkōm*, *qinnāmôn*, *nērd* und <sup>a</sup>*hālôt* wurde im Blick auf eine phonologische Einheitlichkeit des dichterischen Textes offenbar nicht als störend angesehen; im Gegenteil: die ferne Herkunft des Vokabulars muß zwar nicht gewußt, wohl aber empfunden und im Interesse einer ebenso exotischen Atmosphäre kunstgerecht eingesetzt worden sein. Auch

des auslautenden /-m/ in *κρόκος* mag auf Nasalierung des ihm vorangehenden u-Lauts in derjenigen Sprache hinweisen, aus der es ins Griechische übernommen ist; /-s/ in *κρόκος* ist natürlich Nominativendung.

<sup>33</sup> Vgl. Mayrhofer, aaO. (Anm. 32) II, 1963, 140f., KBL<sup>3</sup> s.v.; die von Nielsen, aaO. 64, wieder vorgeschlagene Ableitung der „Narde“-Wörter von sanskrit *naḍāḥ/naḷāḥ* „Schilf (-rohr)“ wurde schon von Mayrhofer, aaO. 127–129, 140f., zurückgewiesen. Ein Wechsel /l/ > /r/, wie er für das Verhältnis von *nāladam* > *nērd* u.ä. vorauszusetzen ist, findet auch innersemitisch statt, etwa

– innerhalb des Althebräischen, z. B. bei *mazzālôt* „Tierkreisbilder“ 2 Kön 23, 5 (< akkadisch *manzaltu* < *manzattu* AHW 638a) > *mazzārôt* Ijob 38, 22; 1 QHod 2, 27, und  
– beim Übergang von einer semitischen Sprache in eine andere, z. B. akkadisch *almattu(m)* „Witwe“, ugaritisch <sup>l</sup>*mnnt*, hebräisch <sup>l</sup>*mnānā* > aramäisch <sup>l</sup>*armēlā*, arabisch <sup>l</sup>*armalat*<sup>sm</sup>, u.ö.; vgl. Brockelmann-VG I § 84d 1a. 2γ; 84fγ. gy; 84m 2δ.

<sup>34</sup> Vgl. zu *lar(a)du* AHW s.v.; zum Wechsel von anlautendem /n/ > /l-/ im Akkadischen vgl. GAG § 34b, ferner Erg.-Heft § 33i; 34b. Weitere Derivate und derzeitige Lit. bei Wagner, aaO. (Anm. 21) 84f., der wieder an aramäische Vermittlung denkt.

<sup>35</sup> Zum Verhältnis von *ἀγάλ(λ)οχοῖον* zu *ἄλλοη* und *ξυλαλόη* vgl. O. Schrader, Art. „Aloë“, in: Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde I, 1917–1923, 39f.; Nielsen, aaO. (Anm. 30) 66.

<sup>36</sup> M. Ellenbogen (Foreign Words in the Old Testament. Their Origin and Etymology, London 1962, 19f.) sieht in <sup>a</sup>*aghal* (vgl. KBL<sup>2</sup>) mit Hinweis auf C. Uhlenbeck und O. Schrader (s. Anm. 35) eine vom Drawidischen hergeleitete altindische Dialektform, der im Sanskrit offenbar wurzelverwandtes *aguruḥ* „Aloë“ < „das Nicht-Schwere“ entspricht; von <sup>a</sup>*aghal* lassen sich althebräisch <sup>a</sup>*hālôt* und griechisch *ἀγάλ(λ)οχοῖον* leichter als von sanskrit *aguru* (KBL<sup>3</sup>) herleiten. An tamilisch *aghil* denkt jetzt auch Ges<sup>18</sup>; Mayrhofer, aaO. (Anm. 32) I, 17f., nennt tamilisches *akil* (Lit.), vgl. aber auch schon R. Caldwell, A Comparative Grammar of the Dravidian or South-Indian Family of Languages, London 21875 (= Madras 1956), 89.

<sup>37</sup> Vgl. F. Kluge – W. Mitzka, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 201967, s.v. „Zimt“, da dieses Lexem wohl über das Phönizische (dazu Herodot III 111), dann über *κιν(ν)άμωνον* (dazu später *κίναμωνον*; Masson, aaO. [Anm. 23] 50) > lateinisch *cinnamum* > mittellateinisch *cinnamōnum* schon ins Althochdeutsche übernommen worden ist; ferner KBL<sup>2</sup>, KBL<sup>3</sup> s.v. Nach Nielsen, aaO. (Anm. 30) 64, der auf I. Löw und J. Feliks verweist, ist nicht an ceylonischen, sondern an chinesischen Zimt zu denken.

inhaltlich scheint die große Zahl wandernder Kulturwörter, d. h. das Element von *poesis docta*, das in ihnen liegt, den dichterischen Gehalt des Textes nicht zu stören, sondern zu vermehren.

4, 15. – *maʿjan gannim* „der Quell von Gärten“<sup>38</sup> faßt die beiden Vergleiche von v. 12 in eine einzige Wendung und bringt das Beschreibungsglied 12–15 nach dem Modell der ringförmigen Komposition zum Abschluß. Die beiden Rhemata *b<sup>e</sup>er majim hajjim* „(ist) ein Brunnen lebendigen Wassers“ und *w<sup>e</sup>nôz<sup>e</sup>lim min-l<sup>e</sup>bânôn* „und Bäche“<sup>39</sup> vom Libanon“ sind sachlich unvereinbar; sie stimmen lediglich in der aufwertenden Funktion des Attributs *hajjim* einerseits und des Adverbials *min-l<sup>e</sup>bânôn* andererseits überein, darin den Attributen *nāʿûl* „verschlossen“ und *hātûm* „versiegelt“ in 12 etwa ähnlich. Begriffe wie „Quell“ und „Garten“, „Brunnen“ und „Wasser“ sowie „Bäche vom Libanon“ vermitteln dabei noch einmal, abgesehen von ihrer vergleichenden bzw. metaphorischen Funktion, eine sehnsuchtsvolle und zugleich glückliche Atmosphäre, die die Integration des lyrischen Subjekts in etwas Archaisch-Naturhaftes, eine Reminiszenz mythischen Daseinsgefühls, zumindest für den dichterischen Augenblick schenkt.

4, 16–5, 1. – Der eigentlich dialogische Teil des Rollengedichts (4, 16–5, 1a) und die abschließende Aufforderung des Sängers an seine Hörer (5, 1b) sind sprachlich weniger problematisch. Es finden sich wörtliche Wiederaufnahmen aus dem Beschreibungsglied 4, 12–15: *p<sup>e</sup>ri m<sup>e</sup>gādîm* „köstliche Frucht“ 4, 16b erinnert an dieselbe Wendung in v. 13a; *gannî* „mein Garten“ und *ʾahôtî kallā* „meine schwesterliche Braut“ 5, 1a nehmen 4, 12a auf. Die von uns den allerprimitivsten Syntagmen zugerechnete Verbindung eines Nomens mit einem Adverbial, d. h. einer Präposition + Dependens, die in 4, 13a als Prädikat, in v. 14 selbständig begegnet, tritt in 5, 1a noch dreimal in Objektposition auf: *mōrî ʾim-b<sup>e</sup>sāmî* „(ich rieche) meine Myrrhe mit meinem Duftstoff“; *jaʿrî ʾim-dibšî* „(ich esse) meinen Honig mit meiner Süßspeise“<sup>40</sup>; *jēnî ʾim-h<sup>e</sup>lābî* „(ich trinke) meinen Wein mit meiner Milch“. Dem dialogischen Charakter dieses Textteils entspricht dessen relativ größere Nähe zur Alltagssprache: eindeutig als Fremdwörter zu definierende Begriffe fehlen; „Essen“

<sup>38</sup> Der Pl. der indeterminierenden Verallgemeinerung mit dem Morphem */-im/* in *gannim*, eine relativ häufige Erscheinung (P. Joüon, *Grammaire de l'hébreu biblique*, 1923, § 136j; G. Gerleman, Ruth. Das Hohelied [BK XVIII], 1965, 157) geht wohl auf ein Mißverständnis der ursprünglich indeterminierenden Mimation beim Sing. im Genitiv zurück; die entsprechenden fem. Pl.-Endungen, auf die Joüon hinweist, wären dann Analogiebildungen, nachdem *\*-/im/* als Pl. */-im/* mißdeutet worden war.

<sup>39</sup> Zu *nôz<sup>e</sup>lim* „Bäche“ vgl. KBL<sup>3</sup> s. v. *\*nôzēl*.

<sup>40</sup> Innerhalb der Wendung *jaʿrî ʾim-dibšî* muß *jaʿar* als Objekt zu *ʾakaltî* etwas Eßbares sein, und mit *d<sup>e</sup>baš* einen plausiblen Zusammenhang bilden, der dem engen, fast synonymen Verhältnis von vorangehendem *mōrî* und *b<sup>e</sup>sāmî* sowie nachfolgendem *jēnî* und *h<sup>e</sup>lābî* entspricht: *jaʿar* II ist dann zumindest hier der „Honig“, nicht die „Wabe“ (V: *favum*); allenfalls ist *jaʿar* „Wabe“ im Sinne von „Honig“ metonymisch verwendet. *d<sup>e</sup>baš* ist dann etwas anderes Süßes; auch in der Verbindung von *nōpāt*, *d<sup>e</sup>baš* und *hālāb* in 4, 11 scheint die Bedeutung „Honig“ eher an *nōpāt* als an *d<sup>e</sup>baš* zu haften (vgl. A. Caquot, Art. *d<sup>e</sup>baš*, ThWAT II, 1974, 135–139, bes. 136).

und „Trinken“ als Metaphern für den geschlechtlichen Umgang 5, 1aβb mögen geradezu umgangssprachlich sein.

### III. Zur Eigenart poetischer Sprache

An das Gesagte lassen sich kurze verallgemeinerungsfähige Bemerkungen zur Eigenart poetischer Sprache anschließen.

Viermal tritt in dem behandelten Gedicht Asyndese auf: beim Verzicht auf die Vergleichspartikel in 4, 12, in der Verbindung <sup>30</sup>*ḥōtī kallā* v. 12a und im unverbundenen Nebeneinander der beiden Wendungen *'gan' nā'ūl* und *ma'jān ḥātūm* 12b; ebenso sind die Versteile 14a und 14b, mit und ohne die von uns vorgeschlagene Konjekture, nicht durch ein *w<sup>e</sup>*- miteinander verbunden. Dem darin liegenden Mangel an logischer Verknüpfung der Satzglieder entspricht tendentiell der Rückgriff auf eine allerprimitivste syntaktische Struktur wie die von Nomen und Adverbial, die sich in 4, 14 als selbständige Nominalphrase aus dem Prädikat von v. 13a ergibt und in 5, 1 in Objektposition wiederkehrt. Die in der Poesie auch sonst häufige Asyndese und andere syntaktische Atavismen, die z.T. unterhalb des Integrationsniveaus eines Satzes verbleiben, zeigen auf der Ebene der kleinsten, elementarsten Einheiten, wie wenig es der dichterischen Sprache darum geht, die besprochene Wirklichkeit nach einem logischen Modell zu ordnen. Insofern sind die besagten primitiven Satzglieder in 4, 14 auch nicht elliptisch: lyrische Poesie *darf* ein höheres Maß stringenter Verbindung ihrer Gegenstände gar nicht wollen.

So geht es der Poesie um die sprachmagische Anverwandlung von Wirklichkeit an ein Modell, das bei großer Flexibilität im Umgang mit der Gegenstandswelt vom Bedürfnis nach deren lyrischer Sublimation bestimmt ist, hier insbesondere von der angestrebten Sehnsucht nach einer wie auch immer künstlichen Integration des Individuums ins Archaisch-Naturhafte mit dessen mythischen Reminiszenzen<sup>41</sup>; dabei vermitteln Asyndese und syntaktische Atavismen den besprochenen Inhalten noch einmal eine nostalgische Normativität, da in einer letztlich immer noch mythischen Grundverfassung nun einmal alles Alte, also auch ein antiquierendes Ausdrucksmodell besondere dichterische Überzeugungskraft hat. Gleichzeitig vermögen gerade archaisierende Syntagmen einem sprachlichen Kunstwerk umgekehrt auch den Reiz des Späten und Erlesenen, ja des Esoterischen zu geben, was die ins 3. Jh. v. Chr. zu datierende, also unter ptolemäischer Herrschaft erfolgte Sammlung des Hohenliedes mit der zeitgenössischen hellenistischen Poesie des alexandrini-schen Dichterkreises um Kallimachos und Theokrit verbindet<sup>42</sup>.

Den Reiz des Esoterischen, der distinguierten Wohlstandsatmosphäre in einer Art

<sup>41</sup> Vgl. dazu Vf., Die lyrische Reproduktion des Mythischen, ZThK 73 (Anm. 29), und Ders., Begriffe menschlicher Theomorphie. Zu einigen cruces interpretum in Hld 6, 10, ZAH I 1, 1988, 112–121.

<sup>42</sup> Zur Datierung der Sammlung vgl. Anm. 29. – Treffend bemerkt E. Staiger (Die Kunst der Interpretation [dtv.wr 4078], 1971, 25) über die Dichter des Hellenismus: sie wenden sich „den kleineren, noch verschonten Bezirken zu, preisen das Glück des Schäferlebens, loben erlesene Gegenstände . . . Auch hier entzückt uns oft ein zärtlicher Hauch von Resignation . . . Sie fühlen sich als Epigonen; sie gehen auf das Seltene aus und sind auf das Seltene angewiesen.“

von Bildungsbürgertum, das sich Gastmähler und Gelage leisten konnte<sup>43</sup>, verbreitet vor allem das Vokabular von 4, 13a. 14: eine Poesie nominaler aufzählender Benennungen lebt von ungescheuter Redundanz, vom Schwelgen in seltenen und fremdartigen Bezeichnungen, deren rätselvolle Herkunft zu ihrem unterhalb des Bewußtseins bleibenden konnotativen Gehalt gehört, der dem Text eine märchenhaft-ferne Verfremdung schafft. Gerade weil sich die Aufzählung exotischer Namen teilweise aus ihrer metaphorischen Funktion löst, kann die Sprache aber auch, statt das signifié zu bereichern, gleichsam an einem erlesen klingenden signifiant hängenbleiben, das so einen Wortlustgewinn (S. Freud)<sup>44</sup> ermöglicht.

#### *Zusammenfassung (abstract)*

Für den poetischen Stil des Hld.s ergeben sich aus dem Rollengedicht 4, 12–5, 1 paradigmatisch die folgenden Merkmale: Neigung zu verschiedenartigen Formen der Asyndese und zu (größerer oder geringerer) Integration allerprimitivster syntaktischer Strukturen; Flexibilität im Umgang mit der Gegenstandswelt, deren lyrische Sublimation eine augenblickhafte Subjekt-Objekt-Integration schenkt; ungescheute Redundanz, ja Schwelgen in der Aufreihung seltener, fremdartiger Bezeichnungen, wobei die poesis docta den Reiz des signifiant erhöht, ohne immer auch die metaphorische Funktion des signifié zu bereichern.

#### *Anschrift des Autors:*

*Prof. Dr. H.-P. Müller, Rockbusch 36, D-4400 Münster, Bundesrepublik Deutschland*

<sup>43</sup> Zu einem ähnlichen sozialen Sitz-im-Leben des Buches Koh vgl. Vf., ZAW 90 (Anm. 29), 238–264, bes. 254–260.

<sup>44</sup> Vgl. H.-M. Gauger, Sprache und Sprechen im Werk Sigmunds Freuds, in: A. Peisl – A. Mohler, Der Mensch und seine Sprache (Schriften der Carl Friedrich von Siemens Stiftung 1), 1979, 48–80, bes. 74f.